



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Psychologische Studien zur Sprachgeschichte**

**Bruchmann, Kurt**

**Leipzig, 1888**

4. profane Dichter des 19. Jahrh. Lenau und G. Keller

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

wird sie schliesslich in seinen heissen Busen hinabtrinken. Der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes (p. 59), braust dahin mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand; ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen vom schaukelnden Schosse des Schlummers zu Gott empor, taumeln entzückt sich in die Arme und singen „allmächtiger Gott“ in tausendstimmigem Chor. Die Welle der Durance (p. 186) jauchzt trunken von den Strahlengüssen. Die Abendwolken tanzen ihre Tänze, leichtgeschürzt in Strahlengold (p. 14), das Morgenlüftchen streut duftige Rosen mit leisem Finger in das Lockenhaar (p. 23), der Frühling klimmt verwegen zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach (p. 35). Die einsame Blume zittert froh, dass der Himmel ihrer gedenkt, indem er den Thau herabschickt (p. 39).

Der Pfad, der nichts der Liebe mehr zu künden,  
schloss trauernd seine grünen Lippen zu (p. 58) —  
und ringsumher Vergessen und Verschwinden.

Man sieht dieselbe unbezähmbare Neigung, welche von dem Jahrhundert unabhängig ist, der jedes Jahrhundert recht ist, um sich zu regen. Tätigkeiten von Tieren sind schwerer zu idealisieren; doch scheint es Lenau zwei Mal sehr glücklich zu tun. Es heisst (p. 34): an ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft (Liebesfeier); warum ist sie selig? Weil wir

wenn über uns im blauen Raum verloren  
ihr schmetternd Lied die Lerche singt

oft eine sehr angenehme Empfindung haben, selig sind. Da wir das Tiriliren der Lerche wol einen unregelmässigen Gesang nennen, da sie selbst unregelmässig fliegt, so lässt sie der Dichter klettern; die Lieder sind bunt d. h. abwechselnd, mannichfaltig, nicht langgezogen gleichmässig, wie der Gesang der Nachtigall. Dass sie nun an den Liedern hinauf klettert ist freilich ein Kunststück, das noch über Münchhausens Zopf

geht, aber wir lassen es uns doch wol ohne „Heiterkeit“ gefallen, da wir uns denken, dass ihr Singen und Steigen sich bedingen, dass sie singt, weil sie steigt, aber auch steigt, weil sie singt, d. h. weil ihr in Gesang sich erhauchendes Seelchen durch das Singen mit immer neuer Freude und Kraft erfüllt wird. Nur anschaulich idealisiert ist (p. 190) der Geier, stürzend sich in seinen Blick (kommt plötzlich auf das Lamm herabgestossen), als ginge vom Auge des Geiers ein funkelnder Strahl hinab bis zur Erde, in welchen seinen Strahl sich der Geier nun stürzt, während er herabstösst.

Gottfried Keller, der berühmte Novellist, lässt die Haide die Peitsche des Windes fühlen (Ges. Ged. p. 19) Während die Blumen einmal (p. 16) von Kränzen träumen, schwingen sie sich ein andres Mal noch zu einer höheren Leistung auf (p. 22):

tausendfach wollen die Blumen entriegeln  
aus ihrer Brust den gefangenen Gott —

Die Sonne ruft (p. 23): Fort den blassen Schein! Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein. Bringt, ich bin die Sonnen (sic), an das Kerkertor, was ihr habt gesponnen winterlang, hervor! Stein und Eiche (p. 159) führen ein langes Gespräch. Der Himmel ist trunken (p. 344) von der höllischen Pracht, was wir ihm nicht als Ketzerei anrechnen wollen. Endlich wird uns (p. 382) von einem Gespräch mit den Wellen berichtet. Einige Personifikationen und sonstige Bestimmungen machen unsrer Anschauung Schwierigkeit. Der Schiffer sputet sich ängstlich zu Lande (p. 29), wo gaffend der Feierabend steht am grell erleuchteten Strande. Als die Tochter Pharaos baden ging, hing an ihr das verwunderungsgrosse Auge des Nils (p. 154). Ein andres Mal rauscht aus der Tiefe die Sage verwunderungsvoll ans Licht empor, sie, die im Glanz verschwundener Tage einst auf dem Rhein zum Festgelage sah fahren schneller Männer Chor. In den Wipfeln der Föhren rauscht

der Traum vom ferneblauen Leben (p. 359). Die bekannte Frau Ehre kommt (p. 384) als Gast.

Den „klingenden“ Morgen nennt der Dichter einen krystallinen Wagen (p. 22); das Tor des Jahrhunderts springt mit ehernen Pforten auf (p. 223). Die beliebte Harmonie der Sphären tönt auch bei K.

p. 334: Dort im donnernden Weltgesang wirst du ein leises Lied erkennen,  
das dir, wie fernster Glockenklang, diesen Sommertag wird nennen.

Der Tod erscheint als Jäger, welcher in goldbetresstem Kleide auf dem hintersten Wagen steht (p. 313), ein andres Mal (p. 377) mit der wolbekannten Sense ... ein Ende nimmt der Firlefanzt;

denn die Universität des Schweigens  
ist das Grab und Christ wie Heide,  
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier  
lernen schweigen in der Erde,

wo sich die Menschen so verwandeln, dass, wie Keller allerliebst sich ausdrückt (p. 491), das bescheidne Mondesviertel still durch Menschenrippen zwinkert.

Der Mensch zieht also auch die unbelebte Natur herbei, dass sie (in seiner Phantasie) Anteil habe an dem, was ihn bewegt. Jenes Herbeiziehen ist den Hebräern ja nicht allein eigen: dennoch gehen die meisten der obigen Beispiele auf die Quelle des A. T. zurück. Nur der Glaube, dass die Sonne moralischen Anteil nimmt ist unser deutsches Erbteil. Aber das andere ist entlehnt, da es — meines Wissens — nur eine Poesie gibt, welche der Natur eine ähnliche Stellung anweist, die unter Ossians Namen gehende Sammlung. Da heisst es (Ahlwardt):

Die Hügel ergreift ein Graun (I, 41)

Kommt Hügel Conas, mit euren Strömen  
Kommt und horcht auf Oisians Stimme (III, 286).

Die stillen Thale der Nacht erfreuen sich (III, 349).

Es trauern die Thal im Gebirg  
Voll wechselnder Furcht vor dem Regen (II, 12)  
Inseln schütteln die hundert Häupter (II, 205)  
Die Flut hemmt zagend den Lauf (III, 109)  
(weil ein Geist winselt)

Langsam rollen die Wellen um dich  
Zu schauen den Held, des Wange strahlt;  
Sie heben mit Furcht ihr Haupt.  
Sie sahen dich (die Sonne) in Schlummer schön  
Und fliehen erbleichet hinweg (III, 91)

Stern der sinkenden Nacht  
Voll Freude umkreisen dich die Wellen  
Sie baden dein liebliches Haar (III, 310)

Der blaue Stern ist froh im Thal (II, 96. 380)

Wenn die Sterne wir hinter ihr (der Wolke) sehn  
Mit ihren weinenden Augen (III, 485)

Wann hold in stiller Wonn' er (der Stern) blickt (II, 39)

Vor dir (Mond) freuen sich die Wolken  
Von Glanz bestrahlt die blauen Säume (III, 375)

Und im Strome des Winds sich freut die Eiche (III, 489).

Sieht man in den eben angeführten Stellen die Natur empfindungsvoll belebt, so könnte man denken, dass dergleichen von selbst entstehen kann, also nicht, wie oben, aus dem A. T. entlehnt zu sein braucht. Nicht alle Belebung der Natur ist entlehnt: die christlich-religiösen Beispiele sind aber einmal denen des A. T. sehr ähnlich und zweitens sind sie überhaupt andrer Art als die bei Ossian. Denn bei letzterem bewundert, fürchtet u. s. w. die Natur sich selbst in einzelnen ihrer Teile oder Erscheinungen: dort aber ist alles nur zur Ehre Gottes. Die stets wiederkehrende Frage, ob aus mythologischer Tradition bei Ossian gesprochen wird, scheint zu verneinen; denn Hügel, Täler, Inseln, Wellen, die Eiche, die Wolken, die Sterne werden nur mit dem allgemeinen Attribute der Empfindung ausgestattet und zeigen weder persönlich individuelle Züge, noch irgendwie bemerkenswerte oder wunder-

liche Schicksale. Sie empfinden zwar etwas, erleben aber eigentlich nichts, geschweige denn, dass sie aus dem allgemeinen Nebeldunste der Empfindung als zielvoll strebende Individuen klar hervortreten oder uns durch kraftvolles Handeln den Schein einer eignen Persönlichkeit erregen könnten.

Wenn es wahr ist, dass sogar die erste germanische Entlehnung aus der alten Welt wesentlichen Einfluss auf die Entstehung der specifisch-germanischen Lautform geübt hat, dass wir berechtigt sind, die Entstehung der specifisch hochdeutschen Lautform durch Vermittelung des Versbaues auf Berührung mit der Antike zurückzuführen<sup>1)</sup>, wieviel selbstverständlicher ist alsdann noch die Gedankeneinwirkung der reifen oder überlebten Kultur der Antike auf die erst aufblühende germanische?

Die griechische Literatur ging zu den Römern, die gräcierte lateinische und die rein griechische kam zu den Deutschen. Es brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden, Amor und Venus bleiben ewig römisch, ewig heidnisch: wie sie sich als Eigennamen nicht übersetzen lassen (wenn wir auch eine Etymologie haben), so bleiben sie als Personen gänzlich unübersetzbar. Im christlichen Zeitalter haben sie ja dennoch in Folge ihres ästhetischen Reizes fortbestanden; genau genommen jedoch sind sie höchstens in der profanen Poesie erlaubt, in der religiösen nehmen sie sich als Curiositäten des Gedächtnisses aus. Der Himmel wird mehrmals Olymp genannt; Zeus und andere Götter waren auf dem Olymp; die Stelle, von der aus Gott regiert, kann man also seinen Olymp nennen. Ja, diesen Vergleich kann man anstellen; nur würde sich gar Mancher die Redensart verbitten, dass Gott auf dem Olymp

<sup>1)</sup> Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. 2. Aufl. I. S. 4 Anm. 5a und Scherer, Zur Gesch. d. d. Sprache, 1868. S. 167, 165.

ist, dass der fromme Mensch einstmals die Pforte des Olymps sich wird öffnen sehen, um dort das selige Leben zu geniessen. Mythologie haben wir bei den christlichen Dichtern gar nicht mehr vor uns. Ist es aber Poesie? Was der Mythos sagt, wird für reale Wahrheit gehalten. Er ist ja natürlich nicht ein Erlebnis, sondern nur die Ausdeutung eines Ereignisses. Dass am Himmel ein Gott den Donnerkeil schleudert, hat keiner von denen gesehen, welche es glaubten. Aber sie glaubten es eben: sie hatten einen Mythos.

Von den christlichen Dichtern glaubt keiner, dass Zeus auf dem Olymp gesessen hat, wenn es gleich diesen Berg gibt. Dennoch sagen sie allerlei christlich-metaphysische Ereignisse vom Olymp aus; Olymp bedeutet also nur „Stelle, von wo aus Gott regiert“, die früher einmal fälschlich als Sitz falscher Götter gegolten hat.

Es wäre sehr erwünscht, wenn hier das Wörtchen „wie“ oder „gleichsam“ vor den Olymp vorgesetzt wäre (vgl. Steinthal, Ztschr. f. Völkerps. II. S. 176), dann hätte man noch eher den Eindruck von Poesie, während mir jetzt der Olymp als frostig oder unpassend erscheint<sup>1)</sup>. Man wird jedoch lieber, statt dem Urtheilsspruch blindlings zu glauben, die Zeugen selbst hören wollen. Ihren Reigen eröffnen die religiösen. Es folgen einige Stellen aus Volksliedern; den Schluss bildet ein Dichter, religiös und profan erprobt und eben deswegen hier erscheinend, da sein Heidentum unverdächtig ist ein ästhetischer Schleier, durch welchen die unverkümmerten Runzeln guter Gesinnung hindurch scheinen — übrigens ein wirklicher Poet.

---

1) R. Werner, Seebilder, 1876 S. 107: Der grosse Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, dass die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.